

GRAPHISCHE PRESSE

Nr. 22/44. Jg.

29. Mai 1931

ORGAN DES VERBANDES DER LITHOGRAPHEN, STEINDRUCKER UND VERWANDTE BERUFE.

Abonnement. Die *Graphische Presse* erscheint wöchentlich Freitags. Abonnementspreis mit *Graph. Technik* 0,50 Mk. exkl. Zustellung pro Monat. Zu beziehb. durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten. (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 3573). Für die Länder des Westpostvereins 1.— Mk.

Redaktion:

Hans Ronnger, Berlin W 9, Königin-Augusta-Str. 12, Redaktions-
schluß Montag, Fernruf: B 2, Litze 5583.
Verlag: Johannes Haß, Berlin W 9, Druck und Expedition:
Conrad Müller, Schkeuditz-Leipzig, Augustastr. 8-9.

Insertion. Für die vierspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 0,50 Mk., bei Wiederholung Rabatt. Für Verbandsmitglieder sowie Verbandsanzeigen 0,30 Mk. pro Zeile. Beilagen nach Übereinkunft. — *Zuschriften an die Expedition erbeten.* [Postverlagsort Schkeuditz]

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Ronnger, Berlin W 9, Königin-Augusta-Str. 12. Für Inserate verantwortlich: Conrad Müller, Schkeuditz-Leipzig, Augustastr. 8-9.

Parole: Konjunkturpolitik!

Ein prominenter Unternehmer aus dem Steindruckerlager schrieb kürzlich in einem Disput mit der „Gr. Pr.“ über Lohngestaltung und Sozialprodukt im „Steindruckgewerbe“ folgendes als Abwehr der Gehilfenstellungnahme gegen Lohnabbau: „In tiefster vaterländischer Not die Saat des Hasses auszustreuen, ist verantwortungsloseste Demagogie ohnegleichen. Mit solchen Mitteln wird kein Aufbau geleistet, kein Werk geschaffen. Wollte man Verständigung, so konnte der Auftakt nicht schlechter genommen werden. Denn stärker als alle Leidenschaften erweisen sich die Gesetze des wirtschaftlichen Geschehens. Und noch nie in der Welt wurde aus Haß die Erlösung geboren.“

Wäre dieser Satz Leitmotiv des Handelns der Unternehmer bei den Tarifverhandlungen für das Lithographie- und Steindruckgewerbe gewesen, dann hätten wir ob unserer entschiedenen Stellungnahme gegen wahrscheinliches Unternehmertum die Segel zu streichen. Aber was im Kampfe um einen neuen Tarif zwischen dem 4. und 21. Mai von den Unternehmern geleistet worden ist, ist mehr als Demagogie. Die böse Saat, die von ihnen besonders am 20. und 21. Mai in der Berliner Scharnhorststraße gesät worden ist, muß ihre entsprechenden Früchte tragen. Ein guter Gehilfenwille, am Auf- und Ausbau des Gewerbes nach Möglichkeit und Kräften mitzuwirken, ist stur zertrümmert worden.

Wie wir bereits in voriger Nummer des Verbandsorgans berichtet haben, hatten die Unternehmer des Steindruckgewerbes das RAM. angerufen, in den schwebenden Tarifstreit einzugreifen. Der Arbeitsminister hatte für den 20. Mai die Parteien geladen. Da bei den Tarifverhandlungen keine Verständigung erzielt worden war, lebten die gestellten Forderungen der Vertragsparteien wieder auf und wurden, wie schon vorher, mit ganzer Kraft verfochten. Auch der alte Streit lebte erneut auf. So war selbstverständlich nicht zu einer Einigung zu kommen. Der berufene Schlichter Dr. Dobberstein, der schon beim Streit im Formstechergewerbe amtiert hatte, rief deshalb die Schlichterkammer ein, um vielleicht so die Parteien näher aneinander zu bringen. Das Spiel der Behämmerung der Kammerbeisitzer, in wechselnder Folge mit den Parteivertretern, ging am 20. Mai bis um 8 Uhr abends. Aber das Ergebnis der Absicht, die Beisitzer durch Nachgeben in ihren Forderungen einander näher zu bringen, war gleich Null. So kam es zur Vertagung der Schlichtungsverhandlung und zu ihrer Fortsetzung am 21. Mai. Wieder ging es am 21. Mai in alter Weise weiter. Immer stärker wurde der Druck des Schlichters, immer schwieriger wurde die Entscheidung und immer größer die Verantwortung der Verhandlungsführenden. Denn die Sachlage hatte sich inzwischen soweit zugespitzt, daß mit einer einzigen Entscheidung das ganze Tarifgebäude zerschlagen

sein konnte. Zugleich hatte sie sich dahin entwickelt, daß die Beisitzer zu den gemachten Schlichtervorschlägen ja oder nein sagen mußten. Denn alles behandeln, verhandeln und ab- oder zuhandeln der gemachten Vorschläge mußte schließlich in einer Entscheidung zusammenlaufen. Es war überhaupt zu bewundern, daß der Schlichter mit solcher Ruhe und Langmütigkeit den immer heftiger werdenden Streit der Parteien und der Kammermitglieder ertragen hat. Aber das Ergebnis war dann ein einstimmiges Veto der Kammer, das damit zugleich Gesetzeskraft erlangte und ab 1. Juni Bestandteil des bis 31. Mai 1932 gültigen neuen Tarifes ist. — Diese Veto hat folgenden, den bisherigen Tarif verändernden Inhalt:

„Der Tarifvertrag für das Deutsche Lithographie-, Offset-, Steindruck-, Notendruck- und Notenschlaggewerbe und die Deutsche Bromsilber-Kunstdruckindustrie vom 1. Juni 1929 wird, nebst Protokollerklärungen vom 1. Juni 1929 und Nachtrag zum Tarifvertrag vom 8. Juli 1930, über den 31. Mai 1931 hinaus mit Wirkung bis zum 31. Mai 1932 mit nachfolgenden Änderungen verlängert:

1. § 2 Ziffer 2 erhält folgende neue Fassung:

„Die Extraentschädigung für Schichtarbeit in Betrieben mit ständigen oder gelegentlichen mehreren Arbeitsschichten beträgt außerhalb der in § 2 Ziffer 1 genannten Tagesstunden für die erste und zweite Schicht 25 Proz., für die dritte Schicht 40 Proz.“

Die erste Schicht kann auch um 6 Uhr früh beginnen.“

2. Die Ziffer 4 des § 2 erhält folgende Fassung:

„Bei bestehender Kurzarbeit kann innerhalb der 48-Stundenwoche eine vorübergehende Veränderung der Arbeitszeit vereinbart werden, ohne an die 14tägige Kündigungszeit gebunden zu sein. Die über die jeweils veränderte Arbeitszeit hinausgehenden Einzelüberstunden sind den Gehilfen nach § 4 Ziffer 4 des Tarifes zu bezahlen.“

3. Der § 3 Ziffer 4 erhält folgende Fassung:

„Der Mindestlohn für Ausgelernte beträgt im 1. Gehilfenjahr in Ortsklasse

I u. II	III	IV	V
32,30 RM.	34,20 RM.	36,10 RM.	38,— RM.

In Ziffer 4b fallen dort die Worte „nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit und der Dauer der Beschäftigung.“

Mit Inkrafttreten dieses Tarifabkommens vermindern sich die Löhne bis 50 RM. um 6 Proz., die über 50 RM. um 7 Proz.“

4. § 4 Ziffer 6 erhält folgende Fassung:

„Überstunden nach Schluß der regelmäßigen Arbeitszeit von mehr als einer Stunde, sind, soweit sie voraussesehen sind, am vorhergehenden Tage anzuordnen.“

Geschieht diese Anordnung nicht, obwohl die Überstunden am Tage vorher vorausgesehen waren, so ist für die erste Überstunde ein Zuschlag von 25 Proz., für die zweite Überstunde ein solcher von 50 Proz. zu zahlen.“

5. Zu § 5: Innerhalb des Tarifjahres 1931/1932 werden von den tariflich zulässigen Lehrlingsstellen nur 40 Proz. besetzt. Die Verteilung erfolgt kreisweise unter Mitwirkung der beiderseitigen Kreisvertreter.

Der 2. Satz der Ziffer 11 wird Absatz 11 und der 1. Satz der Ziffer 11 wird Absatz 12.

6. § 6 Ziffer 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

„Grundlage der Feiertagsbezahlung sind 8 Feiertage. Von den darüber hinausgehenden Feiertagen sollen bei bisher 9 bezahlten gesetzlichen Feiertagen 1 Tag, bei bisher mehr als 9 bezahlten gesetzlichen Feiertagen 2 Tage nicht bezahlt werden. Wo bisher weniger als 8 Feiertage bezahlt wurden, verbleibt es bei der bisherigen Regelung.“

Ziffer 4 des § 6 ist zu streichen und dafür zu setzen:

„Gehilfen, welche am Tage vor oder nach dem Feiertag fehlen, haben den Anspruch auf Feiertagsbezahlung verwirkt, sofern eine begründete Entschuldigung bis spätestens 10 Uhr vormittags des betreffenden Tages, an dem der Gehilfe fehlt, nicht beigebracht wird.“

7. § 7 Ziffer 1 letzter Satz wird gestrichen und dafür gesetzt:

„Gehilfen, die in ihrer Lehrfirma verblieben sind, erhalten im ersten Gehilfenjahr nach 3 monatlicher Beschäftigung 5 Tage Ferien.“

Ziffer 7 erhält folgende Fassung:

„Tritt ein Gehilfe in einen Betrieb wieder ein, in dem er innerhalb der letzten zwei Jahre beschäftigt war, so wird diese frühere Beschäftigungsdauer in der Firma angerechnet, sofern sein Austritt infolge Kündigung der Firma erfolgt.“

8. § 9 Ziffer 3 erhält folgende Fassung:

„Bei Sterbefällen von Eltern, Ehegatten, Kindern und Geschwistern ist die versäumte Arbeitszeit bis zu 8 Stunden zu bezahlen.“

9. § 10 Ziffer 6 zweiter Absatz erhält folgende Fassung:

„Bei Einstellung von Gehilfen zur Erledigung bestimmter Arbeiten und für Krankenaushilfe kann diese Zeit bis auf 4 Wochen mit täglicher Kündigung ausgedehnt werden.“

10. Jede Vertragspartei hat das Recht, eine Revision der Löhne mit einmonatlicher Ansagefrist erstmalig zum 31. Oktober 1931 zu beantragen. Wird davon kein Gebrauch gemacht, so kann ein Revisionsantrag erst jeweils drei Monate später mit derselben Ansagefrist gestellt werden.

Die Arbeitgeber sagen zu, in einem Rundschreiben bzw. in ihrem Verbandsorgan den Verbandsmitgliedern nahezulegen, bevor sie zu Entlassungen schreiten, zu versuchen, Kurzarbeit durchzuführen.“

Aus diesem Entscheid geht ganz deutlich hervor, daß es auch im RAM. in erster Linie um Lohn und Feiertagsbezahlung ging. Der Lohn wird um 5, 6 und 7 Proz. abgebaut. Der Lohnabbau liegt bestimmt nicht über dem des Buchdruckes. Daß ohne Lohnabbau aus dem RAM. in jetziger Zeit herauszukommen möglich sein würde, dürfte bei der bisher geübten Gepflogenheit des Ministeriums für Lohnabbau kein Kollege geglaubt haben. Aber die Unternehmer haben ihren Willen auf einen einheitlichen prozentualen Abbau aller Löhne auch hier nicht durchsetzen können, was gewiß nicht außer Betracht bleiben und für die Zukunft nicht ohne Bedeutung sein kann.

Aber so schwerwiegend der Abbau der Löhne durch diese Entscheidung auch ist, der Einbruch in das bisher gültige Prinzip der Bezahlung der Feiertage scheint uns noch bedeutender zu sein. Die Löhne können in besserer Konjunktur wieder auf ihren alten Stand gebracht werden, das Prinzip der Feiertagsbezahlung dürfte ohne einen großen und opferreichen Kampf aber kaum wieder zur Geltung zu bringen sein. Ein wenig entlastend ist an diesem Entscheid, daß vom Abbau der Feiertagsbezahlung nur der wesentlich kleinere Teil der Kollegen materiell getroffen wird.

Die übrigen Tarifänderungen sind, soweit sie nicht redaktioneller Art zur besseren Klarstellung sind, nicht von der Bedeutung wie die vorgenannten. Trotzdem sind sie nicht unwichtig. Der Abbau der Prozentzuschläge für die 2. Schicht für die Stunden, die in der tariflichen Arbeitszeit liegen, trifft die Schichtarbeiter bestimmt hart, und die Möglichkeit der Vereinbarung von veränderter Arbeitszeit bei Kurzarbeit ist auch eine kleine Lohnbewegung zugunsten der Unternehmer. Als einzig für die Gehilfen Erfreuliches ist in dem Entscheid die Bestimmung, daß Ostern 1932 nur 40 Proz. der tariflich zulässigen Lehrlinge eingestellt werden dürfen. Mit dieser Bestimmung ist den Gehilfenwünschen zwar nicht ausreichend Rechnung getragen worden, weil sie nur für ein Jahr gilt, aber da der neue Tarif ebenfalls nur einjährige Laufzeit hat, war vor dem Schlichter über diese Zeit hinaus keine andere Bestimmung zu bekommen.

Diese Entscheidung, die *endgültig und bindend ist*, widerspricht fast in allen Positionen dem, was die Gehilfenschaft zur Wiederankurbelung des Gewerbes und der Wirtschaft für notwendig hält. Sie ist eine unternehmerliche Ausnützung der Konjunktur, gesteift durch die Staatsgewalt. Es hat keinen Zweck, darüber zu lamentieren, daß die Unternehmer sich erneut als krasseste Konjunkturpolitiker enthüllt haben, und es wären nutzlose Opfer, nun noch gegen die Entscheidung anzurennen. Die Entscheidung ist gefallen und bindend, und es bleibt nichts anderes übrig, sich so gut es geht mit ihr abzufinden.

Ganz anders steht es aber um die Schlußfolgerungen, die aus diesen Erlebnissen zu ziehen sind. Als erstes ergibt sich klar: Parole für die Gehilfenpolitik kann zukünftig nur sein: krasseste Konjunkturpolitik! Die Unternehmer haben, ohne auch nur einen Augenblick an die Gehilfen und an ihre Lage zu denken, durchgedrückt, was nur infolge der Krise durchgedrückt werden konnte, ganz gleich, was die notwendige Folge davon sein muß. So muß sich nun auch die Gehilfenschaft einstellen! Was der Tarif *zwingend* vorschreibt, wird getan; Entgegenkommen gibt es nicht! Darüber hinaus liegt die Tariffuß jetzt vor uns, die geknackt werden muß. Denn daß die Gehilfenschaft in bes-

serer Konjunktur diesen Zwangstarif neu vereinbaren könnte, dafür liegt weder Wille noch Möglichkeit vor. Die Unternehmer werden aber alles daransetzen, zu behalten, was sie in der Krise den Gehilfen entrissen haben. Dieser Widerstreit aber heißt Kampf. Der Erfurter Verbandstag wird deshalb die notwendigen Beschlüsse fassen müssen, um diesen Kampf vorzubereiten. Die verantwortlichen Verbandskörperschaften werden die dazu nötigen Anträge vorlegen, um zu entsprechenden Beschlüssen zu kommen. Als drittes gilt es, den Kampf gegen die Unorganisierten aufzunehmen. Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns!

Das sind vorläufig nur einige Schlußfolgerungen, die aus der Sachlage zu ziehen sind. Weitere Betrachtungen des Unternehmens bleiben vorbehalten, wie ja auch noch vorbehalten bleibt, die Gegenleistung für verringerten Lohn in Relation zu bringen. Hervorgehoben sei nur noch einmal:

Der getroffene Entscheid ist endgültig und bindend. Der Tarif und damit der Lohnabbau tritt mit dem 1. Juni in Kraft!

Kapitalbildung und wirtschaftlicher Konzentrationsprozeß

Über die Ursachen der herrschenden Wirtschaftskrise gehen trotz aller stattgefundenen Auseinandersetzungen die Meinungen immer noch weit auseinander. Es erscheint auch ausgeschlossen, hierüber zu einer übereinstimmenden Auffassung zu gelangen. Dazu stehen sich die Ansichten im proletarischen und kapitalistischen Lager zu schroff gegenüber. Auf proletarischer Seite wird, fußend auf der von Marx mit außerordentlicher Schärfe und Klarheit festgelegten wirtschaftlichen Entwicklungstheorie das kapitalistische Wirtschaftssystem für derartige Erscheinungen verantwortlich gemacht, das auf Grund seiner planlosen, nicht dem Bedarf, sondern lediglich der individuellen Bereicherung der Produktionsmittelbesitzer dienenden Produktionsweise periodisch immer wiederkehrende Absatzstokungen und damit Wirtschaftskrisen von kürzerer oder längerer Dauer hervorrufen muß, die unter Umständen durch die politischen Verhältnisse eine besondere Verschärfung erfahren können, wie es auch gegenwärtig der Fall ist. Ausgehend von dieser Auffassung sehen gewisse Kreise des Proletariats in der gegenwärtigen Krise bereits die Anzeichen dafür, daß der Kapitalismus abgewirtschaftet hat und das kapitalistische Wirtschaftssystem vor seinem Zusammenbruch steht. Diese Auffassung wird jedoch durch die bestehenden Verhältnisse nicht unterstützt. So schnell geht die gesellschaftliche und wirtschaftliche Umbildung nicht vor sich. Mag man auch in die Lebensfähigkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystems Zweifel setzen, so ist es doch noch stark genug, um keinen jähen Zusammenbruch erwarten zu lassen.

Im Gegensatz zu der proletarischen Auffassung haben die Vertreter des Kapitalismus den Glauben an seine Lebensfähigkeit noch lange nicht verloren. Das ist freilich kein Beweis für das Gegenteil. Auch der Schwindsüchtige glaubt vielfach noch im letzten Stadium seiner Krankheit an eine baldige Wiedergenesung. Und daß das kapitalistische Wirtschaftssystem schwer krank ist, können selbst seine Verfechter nicht bestreiten. Nur sucht man hier die Ursachen der Krankheit sowie die Mittel zu ihrer Heilung auf einer anderen Seite. Nach ihrer Ansicht leidet die Wirtschaft nur daran, daß die öffentliche Wirtschaft zu viel verbraucht, die Arbeiter und Angestellten einen zu großen Teil des Wirtschaftsertrages für sich in Anspruch nehmen, die Reparationslasten zu hoch seien und deshalb die Voraussetzungen für eine die Wirtschaft neu belebende, ausreichende Kapitalbildung fehlen, die nur durch die Schaffung dieser Voraussetzungen herbeigeführt werden kann.

Dieser Auffassung entsprechend, ist auf jener Seite die Forderung nach ausreichender Kapitalbildung zu einem Schlagwort geworden, das den Gewerkschaften bei ihrer Verteidigung der in harten Kämpfen errungenen Lebenshaltung der Arbeiter fortgesetzt vorgehalten wird. Das gleiche Schlagwort beherrscht auch die gegenwärtige Politik der Reichsregierung und bildet schon seit längerer Zeit die Grundlage ihrer wirtschaftspolitischen Maßnahmen, bei denen der Gehalts- und Lohnabbau an vorderster Stelle steht. Wie falsch und irreführend jedoch dieses Schlagwort ist, geht aus den kürzlich veröffentlichten Untersuchungsergebnissen des Instituts für Konjunktur-

forschung über Kapitalbildung und Investitionen der deutschen Volkswirtschaft von 1924 bis 1928 einwandfrei hervor. Durch diese Untersuchungen wird festgestellt, daß die Behauptungen über eine für die deutsche Wirtschaft unzureichende Kapitalbildung nichts anderes als einen auf Irreführung der breiten Öffentlichkeit berechneten plumpen kapitalistischen Schwindel darstellen. Die Kapitalbildung hat nämlich in den genannten fünf Jahren von 1924 bis 1928 nicht weniger als 67,8 Milliarden Mark betragen.

Selbst wenn man hiervon die an das Ausland eingegangenen Schuldverpflichtungen mit rund 13 Milliarden in Abrechnung bringt, verbleibt noch immer eine Kapitalzunahme von 52,2 Milliarden oder auf das Jahr berechnet, von rund 10 Milliarden, wobei die sogenannte Selbstfinanzierung der Unternehmungen, d. h. die Deckung des Kapitalbedarfs für Neubeschaffungen aus Betriebsüberschüssen, nicht berücksichtigt ist. Damit vergleiche man die ungeheure Verletzung, die von kapitalistischer Seite gegen den Staat, die Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenschaft betrieben wurde. Ist doch diese Kapitalbildung nichts anderes, als das Werk von Millionen Hand- und Kopfarbeiter und das Ergebnis jener Mehrarbeit, die diese Volksschichten dem Wiederaufbau der Wirtschaft brachten, ohne daraus eine wesentliche Verbesserung ihrer Lage zu gewinnen. Die sogenannte deutsche Wirtschaftsführung aber hat diese Opfer entgegengenommen, ohne davon einen der Gesamtheit dienenden Gebrauch zu machen. Sie hat in kläglichster Weise versagt, ist aber trotzdem dreist genug, die Schuld daran zu leugnen und die Verantwortung für ihre Mißwirtschaft auf diejenigen zu schieben, die ihr Bestes dazu hergaben, die Wirtschaft neu zu beleben.

Betrachtet man die Dinge näher, so findet man auch sehr leicht die Gründe, die dieses Fiasco der kapitalistischen Wirtschaftsführung erklären. Der sich schon seit Jahrzehnten vollziehende Konzentrationsprozeß innerhalb der deutschen Wirtschaft hat durch den Krieg und die in seinem Gefolge immer stärkere Ausbreitung findende Schutzzollpolitik eine außerordentliche Förderung erfahren. Die freie Wirtschaft wurde durch die Monopolisierung und Vertrustung der Industrie immer mehr eingegengt. Wie sehr, zeigt eine Untersuchung des Statistischen Reichsamts für die Jahre 1925 bis 1930, in welcher Zeit die Zahl der deutschen Aktiengesellschaften von 13 000 auf 11 000 zurückging. Das Aktienkapital ist dagegen von 1,47 auf 2,21 Milliarden gestiegen. Hier von konzentrieren sich 52 Proz. des Aktienkapitals auf 189 Gesellschaften mit durchschnittlich über 20 Millionen Mk., während auf Unternehmungen mit über 50 Millionen Kapital 37,6 Proz. entfallen. Entsprechend hat auch die Kartellbildung zugenommen. Im Jahre 1930 waren allein 286 Fusionsvorgänge, also Zusammenlegungen von Aktiengesellschaften und sonstigen Unternehmungen sowie Abschlüsse von Interessengemeinschaftsverträgen, ferner 38 neue Kartell- und Syndikatsbildungen festzustellen. Die Zahl der vorhandenen Kartelle berechnet sich auf etwa 3000. Angeblich haben diese Kartelle den Zweck, die Produktion planmäßig zu gestalten. In Wirklichkeit ist unter ihrer Tätigkeit die Planlosigkeit der kapitalistischen Wirtschaft gestiegen und besteht ihre Hauptaufgabe darin, durch Diktierung möglichst hoher Preise und deren Aufrechterhaltung die Arbeiterschaft sowie die übrigen verbrauchenden Volksschichten in rücksichtslosester Weise auszubeuten. Wird doch die Tributleistung des deutschen Volkes an die Kartelle durch Entziehung der von ihnen geforderten Monopolpreise auf jährlich 1,7 Milliarden berechnet. Das bedeutet nichts weniger, als daß die deutsche Wirtschaft jährlich mindestens den gleichen Betrag aufzubringen hat, wie ihn der Youngplan erfordert, nur mit dem Unterschied, daß sich der Industriekapitalismus daran bereichert.

Von dieser Schröpfung der Wirtschaft erfahren wir von dieser Seite natürlich nichts. Ebenso wenig davon, in welcher Weise durch diese Monopolwirtschaft in Form von Fehlleitungen und unproduktiver Anlage von Kapital an der Wirtschaft gesündigt wird. Dabei haben wir es hauptsächlich dieser jeder Vernunft ins Gesicht schlagenden Wirtschaftspolitik des Monopolkapitals zuzuschreiben, daß die Verbilligung der Produktion unterbunden, die Kaufkraft des Volkes zerstört und die Neubelebung der Wirtschaft verhindert wird. Statt hierin eine Änderung vorzunehmen, bildet die mit den verwerflichsten Mitteln betriebene Gehalts- und Lohnabbaupolitik der kapitalistischen Weisheit letzten Schluß. Das weitere Herabsinken der Wirtschaftslage ist die notwendige Folge. Diesem, unser Wirtschaftsleben verwüstenden Treiben kann nur durch den umfassenden gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Zusammenschluß der unter diesen Zuständen leidenden arbeitenden Volksmassen wirksam entgegengetreten werden. *Mattulat.*

Wirtschaftsgeographie und Statistik aus der Papierindustrie

I.

Eisen und Kohle sind die Grundpfeiler jeder Industrie. Unter allen Wirtschaftsformen ist gerade das moderne Wirtschaftsleben am engsten mit dem Bergbau verknüpft, und zwar insofern, als auf der Kohle unsere Energiewirtschaft, auf dem Eisen aber unsere Materialwirtschaft beruht, mit kurzen Worten „Kraft und Stoff“. Sie erst ermöglichen das Aufblühen anderer Fabrikzweige und das wirtschaftliche Gedeihen der Kulturstätten.

Ursprünglich waren alle entstehenden Industrien „bodenständig“, d. h. sie siedelten sich dort an, wo die zu verarbeitenden Rohstoffe zur Verfügung standen. Im Laufe der Zeit aber reichten die örtlichen Rohstoffe nicht mehr aus, die Industrien werden „bodenentfremdet“, sie sind gezwungen, ihre Rohstoffe von anderen Orten zu beziehen, waren aber anfänglich „bodenständig“. — „Bodenfremde“ Industrien, die also schon von Beginn ihres Bestehens die Rohstoffe von auswärts beziehen, teils Hilfsindustrien, teils neue Industriezweige siedeln sich nun an oder füllen die Lücken aus oder ersetzen absterbende. — Das nennt man Entwicklung vom monogenen Industriegebiet, d. h. eine Industrie einseitig betreibenden Industriegebiet, zum polygenen Industriegebiet, zum vielgestaltigen Industriegebiet. Industrien ziehen Industrien an.

Die Industriegebiete wachsen naturgemäß bei gesunder Entwicklung in die Kohlengebiete hinein oder in den für den billigen Transport wichtigen Wasserstraßen — Leben ist Bewegung.

Für die Papierindustrie ist aber ein anderer Rohstoff standortbildend, nämlich das Holz. Entsprechend der Verbreitung der Wälder von Nadelholz (Weichholz) auf der Erde, ist die Welt-erzeugung von Papier fast ausschließlich auf der nördlichen Halbkugel, im „borealen“, d. h. warm- und kühlgemäßigten Waldgürtel konzentriert. Vor allem das nördliche Europa und Nordamerika (nordöstliche und südwestliche Kanada) sind daran beteiligt.

Das Deutsche Reich nimmt unter den Holzschniff-, Zellulose-, Papier-, Pappe- und Waren-erzeugenden Staaten einen ehrenvollen Platz ein. In der Holzmasseerzeugung wird es wesentlich nur von den Vereinigten Staaten und Kanada übertroffen und reicht nahezu an Schweden heran. Natürlich ist ein großer Teil der Erzeugung auf Einfuhr von Holz zu Holzmasse aufgebaut.

Innerhalb Deutschlands ist die Erzeugung von Holzmasse und auch von Papier und Pappe vornehmlich an die Gebirge mit ihren ausgedehnten Fichten- und Tannenwäldern gebunden. Die Kiefer liefert einen braunen Holzschniff, der nur zu Pappe und für Zellulose Verwendung finden kann. Die Gebirge als Rohstofflieferanten haben aber noch den Vorteil, reichliches und reines Wasser zur Verfügung stellen zu können, wie es die Holzmasse- und Papiererzeugung erfordert. Ferner verfügen sie über billige Wasserkraft als Antriebsquelle.

Diesen Ansprüchen genügen im vollsten Maße das Rheinische Schiefergebirge, der Harz, das Weser- und Hessische Bergland, das Erzgebirge, der Sudetenzug, Odenwald, Schwarzwald, die Schwäbische Alb und das Alpenvorland, daher sind auch hier die Hauptsitze der Papierindustrie.

Einige hervortretende Gebiete in Norddeutschland, wie Königsberg, Tilsit, Ragnit, Stettiner Gegend und Berlin haben ihre Entstehung der bequemen und billigen Wasserwegzufuhr des Rohstoffes (Weichholz und Holzstoff) zu verdanken oder sie sind absatzorientiert.

Von reichlichem Wasser und reichlicher Wasserkraft sind am stärksten die Holzschniffeereien abhängig und aus diesem Grunde auch am strengsten an die Gebirge gebunden. Besonders in Sachsen in den höheren Lagen des westlichen und mittleren fichtenreichen Erzgebirges finden wir die Holzschniffeereien am stärksten vertreten. In den Tälern der Zschopau, der Zwickauer Mulde und des Schwarzwassers reihen sich die Betriebe dicht aneinander, denn hier liegen die größten Fichtenholzreviere Sachsens. Es haben sich auch hier eine ganze Reihe der zahlreichen eisenerarbeitenden Werke, die schon seit dem Mittelalter die Wasserkraft nutzten, auf die Holzschniffeerei umgestellt, als der Erzbergbau zurückging, und manches alte Hammerwerk erzeugt heute Holzschniff. In den Tälern treffen wir meistens Kleinbetriebe, in denen neben dem Besitzer oft nur zwei bis drei Arbeiter tätig sind, an, denn zu großen Betrieben reicht die vorhandene Wasserkraft nicht aus. Flußabwärts daran schließen sich die größeren Betriebe an, zur Wasserkraft tritt hier die Dampfkraft, bedingt durch die nahen Kohlenfelder von Zwickau sowie durch die Nachfrage der hier stärker vertretenen Papierindustrie. So finden wir in der Nähe von Glauchau, Zwickau und Flöha schon stattliche Unternehmen.

Größere Holzschniffeereien, Betriebe mit über 100 Arbeitern, sind in Nordwestsachsen in Pauschwitz, nahe des Ortes Trebsen sowie in Golzern bei Grimma, beide an der vereinigten Mulde gelegen.

An der Zschopau bei Waldheim, in Kriebethal und flußaufwärts, in Dreiwerden bei Mittweida, mit großen Holzschniffeereien, Nossen an der Freiburger Mulde sowie Rochsburg, Penig, Hermsdorf und Krossen an der Zwickauer Mulde, auch Schloßbchen Porschendorf bei Zschopau, im herrlichen Wilsch-Bachtal, sind ebenfalls bedeutend für die Nordwestsächsische Holzstoffindustrie.

Auch im südlichen Sachsen reihen sich zahlreiche Fabriken an der Zwickauer Mulde, erwähnt seien als Betriebe mit über 100 Arbeitern Langenbach, Niederschlema, mit sehr bedeutenden Holzschniffeereien (in der Nähe des bekannten Radiumbades Oberschlema), Bockau, an einem Zufluß der Zwickauer Mulde gelegen, Neidharts- thal usw. Im Flußgebiet der Zschopau treffen wir in Frohnau bei Annaberg und Plattenthal auf größere Unternehmen. Grünhainichen und Borstendorf sowie Görsdorf und Wernsdorf sind für das Flöhaflußgebiet bemerkenswert.

Im östlichen Erzgebirge ragen die Orte Hainsberg an der Weißeritz, Köttewitz im Müglitzthal, Heidenau an der Elbe, Liebethal an der Weißeritz, Sebitz an gleichnamigen Flüsse und Rathmannsdorf bei Bad Schandau, nahe der Elbe, hervor. Gering ist die Anzahl der Holzschniffeereien in Ostsachsen. Das ist aber geographisch bedingt durch das Kiefernvaldgebiet in der nördlichen Lausitz, welches für die Erzeugung ausscheidet. In Ostsachsen fehlen eben alle die geographischen Momente, die den Anlaß zur westsächsischen Holzschliffindustrie boten. Oberlieferung und Konsum sind geringer als im Westen, geringere Wasserkraft und das Fehlen der für das Erzgebirge so typischen Arbeitsorientiertheit sind die größten Mängel.

Der Waldreichtum in den oberen Gebirgstellen sowie die weit in das Gebirge eindringenden Flußtäler der Sudeten haben auch in Schlesien eine nicht unbedeutende Papierindustrie bzw. Holzschliffindustrie aufkommen lassen. So haben wir im waldrreichen schlesischen Heidegebiet in Muskau und Priebus an der Görlitzer Neiße, am Bober in Sagan und Jannowitz, am großen Zacken in Petershof bei Schreiberhau (bemerkenswert durch mehrere Kleinbetriebe), in dem am Zusammenfluß des Großen Zacken und dem Bober gelegenen Hirschberg sowie in dem an der Lomnitz, Nähe Krummhübel, gelegenen Birkitz Holzschliffereien mit über 100 Arbeitern.

Viel Kleinbetriebe liegen am Quais beim Austritt aus dem Isargebirge bei Bad Flinsberg, und noch mehr reihen sich an das Ufer des Bobers und die seiner Zuflüsse aus dem Riesengebirge, zumal im Hirschberger Talkessel. Auch im Glatzer Talkessel finden wir weitere zahlreiche Werke, so an den Nebenflüssen der Glatzer Neiße und Oder (Kosel, Schloß Krappitz). An letzterer sind Stein- und Braunkohlen leicht zu beziehen und die Schiffeereien nehmen größere Ausmaße an.

Eine weitere Anhäufung von Kleinbetrieben der Holzschliffindustrie finden wir in dem sich mit steilen Rändern aus den rings umgebenden ebenen Nachbarlandschaften heraushebenden Harzes, besonders des nadelwaldreichen Oberharzes mit den Tälern der Innerste, Oker, Radaubach, Ecker und Bode, also den nördlichen Abflüssen des Harzes.

In Thüringen ist die Saale mit ihren Zuflüssen standortbildend gewesen. Größere Werke haben wir in Blankenburg an der Rinne, in Preßnitz bei Ziegenrück an der Saale und Rosenthal bei Leutenberg. Fernerhin blüht in Greiz an der weißen Elster eine beachtliche Holzschliffindustrie.

Braunkohlenorientiert sind die großen Werke der Provinz Sachsen, z. B. von Weiffenels, Mersburg, Ammendorf, Radewell und Halle-Cröllwitz, natürlich wird auch hier die Lage an Flüssen bevorzugt.

Verhältnismäßig gering ist die Verbreitung der Holzschniffeereien im nordrheinisch-westfälischen Industriegebiet, jedoch ist die fast schnur- förmige Aufreihung im Sauerland von Herdecke und Kabel her bis Alme im Osten sehr bezeichnend.

Linksrheinisch dürfte nur Düren mit größ- erem Holzschniffeereibetrieb zu nennen sein, es liegt an der Roer und beschäftigt über 100 Arbeiter. Kleinere Betriebe treten im linksrheinischen Gebiet sehr wenig auf.

Rechtshheinisch, nahe der Kohlenlagerstätten an Flüssen und Bächen, finden wir größere Holz- schniffeereien in Reisholz bei Düsseldorf, Kabel an der Lenne, einem Zufluß der Ruhr und Wildes- hausen-Winschede an der Ruhr.

Im Süden des Industriegebietes sei noch Berg- sich-Gladbach an dem Srunder Bach mit grö- ßerer Holzschlifferei genannt.

Die Schwarzwälder Holzschliffeereien kristal- lisieren sich um die wasserkraftreichen Fließchen Wiese, Wehra und Gutach der Süßabdachung, ein Werk mit über 100 Arbeitern befindet sich in Albbrock, an der Mündung der Alb in den Rhein. Der nördliche Teil des Schwarzwaldes weist größere Werke in Weibenbach und For-

bach an der Murg, ferner im mittleren Schwarz- wald in Neustadt an der Gutach auf.

Für die Schwäbische Alb kommt das Lau- cherthal im Südwesten mit dem Ort Scheer am Zusammenfluß mit der Donau, das Echartal, Fils- tal und Steinbachtal in der Rauhen Alb für die Holzschliffindustrie in Frage, aber auch die Bo- denseezuflüsse haben ansehnliche Betriebe, so Baienfurt an der Ach und Marstetten an der Aitrach mit je über 100 Arbeitern.

Das fluß- und wasserkraftreiche Alpenvor- land hat seine großen Holzschliffeereien in Hegge an der Wertach in Schwaben, in Schongau am Lech, Olching am Amper, nahe Münchens, Gau- ting im Würmtal, ebenfalls vor den Toren Mün- chens gelegen. In Louisenthal nahe des Tegern- sees und Redenfeld an der Prien, Bruckmühl am Achen, nahe des Chiemsees, haben wir Großbe- triebe. Wir treffen hier in diesen höheren Teil- en Oberbayerns dank der reichhaltigen Wasser- kräfte der Täler und der großen rohstoffliefer- den Wälder auch sehr zahlreiche Kleinbetriebe an. Im nördlichen Oberbayern und in Nieder- bayern werden die Holzschliffeereibetriebe recht spärlich. Nur Augsburg am Lech und Schroben- hausen an der Paar weisen noch größere Be- triebe auf. Nördlich der Donau ist die Holz- schlifferei nur noch im Fränkischen Jura mit Kleinbetrieben anzutreffen. Forchheim an der Regnitz hat nur allein Großbetriebe.

Teisnach am Regen im böhmisch-bayrischen Wald ist die einzige Stätte mit Holzschliffeerei- großbetrieb in diesem ganzen Gebiet.

Weit weniger abhängig in ihrer Lage als die Holzschliffeereien sind die Zellulosefabriken. Sie nehmen aber auch vorwiegend ihre Standorte in den Gebieten reichlichen Rohstoffes ein. Zahlen- mäßig stehen sie weit hinter den Holzschliffeereien zurück, sind aber meist Großbetriebe. Fließ- des Wasser und Kohlenähe sind vorgezogen, er- steres wegen der großen Verschmutzung der Ab- wässer durch Chemikalien und letzteres wegen starken Brennstoffbedarfs, weil die Wasserkräfte unzureichend und unsicher sind, weiterhin ist eine günstige Verkehrslage zum Bezug von Kohlen und für den Absatz sehr gesucht. Weiterhin müssen sehr dicht besiedelte Gebiete gemieden werden wegen der nicht unwesentlichen Geruchsbeläs- tigungen durch die Zellulosefabriken.

Auf Grund dieser Tatsachen reihen sich die sächsischen Zellulosebetriebe längs der Elbe und ihrer Zuflüsse in Koswig, Heidenau (Hösch & Sohn), Dohna an der Müglitz, Pirna (über 200 Arbeiter), Königstein an der Elbe und Rat- mannsdorf bei Bad Schandau. In Nordsachsen sei noch Gröditz an der großen Roder bei Riesa (das Werk der Kriebethaler Papierfabrik) erwähnt, es entstand in der Nähe von Braunkohlenlagern. Für Gröditz wie für Pirna und Heidenau spielt die Elbe als Verkehrswege eine gewisse Rolle, das Werk Königstein ist ebenfalls Anlieger der Elbe. Auch im nordwestlichen Sachsen werden größere Wasserwege bevorzugt. An der Zwickauer Mulde liegen Remse und Krossen mit beachtlicher Zelu- losefabrikation. Auch Pauschwitz an der ver- einigten Mulde bei Trebsen sei noch genannt. Im mittleren Sachsen liegt an der Freiburger Mulde Weibenborn bei Freiberg, mit einer ganz bedeutenden Zellulosefabrikation, die über 200 Arbeiter beschäftigt. Zusammen werden von 12 Be- trieben rund 2500 Arbeiter beschäftigt.

In Schlesien liegen verschiedene Werke an der Oder bei Kosel, Krappitz, Sakrau bei Breslau, am Juliusburger Wasser und in Maltsch an der Oder. In Oberleschen am Bober, südlich von Sproutau und Ziegenhals an der Biele sowie Wartha an der Glatzer Neiße und in Kumersdorf am Zacken bei Hirschberg befinden sich ebenfalls noch einige größere Werke.

Auch Deutschlands größter Strom, der Rhein, ist von Zellstofffabriken bevorzugt. In der Nähe des Ruhrkohlengebietes liegt Walsum, nahe bei Köln Bergisch-Gladbach, linksrheinisch bei Kre- feld ist Süchteln an der Niers als Produzent von Zellstoff zu nennen. Rechtshheinisch, im Haar- strang-Gebirge, hat Höcklingsen bei Arnsberg Bedeutung.

In Süddeutschland liegt am Main, kurz vor der Mündung in den Rhein, Kostheim, mitten im Weinland, mit Zellstoffbetrieb; am Rhein Rhein- dürkheim, in der Nähe von Worms, hat eben- falls ein größeres Unternehmen. Weiter südlich, in der rheinischen Tiefebene, wird in Max- au bei Karlsruhe Zellstoff in größeren Mengen hergestellt. An der Kinzig ist Kehl und an der Gutach Neustadt weiterhin zu nennen.

Im Württembergischen sind es vor allem die Zuflüsse des Bodensees, die Zelluloseindustrie an ihre Ufer gebunden haben. Meistens ist Holz- schlifferei, Zellulose und Papierfabrikation an einem Ort vereinigt. Größere Zellstoffwerke fin- den wir in Baienfurt an der Ach, in Wangen an der oberen Argen, Marstetten an der Aitrach, die nach der Iller entwässert. An der Donau, am Fuße des Schwäbischen Jura, liegt Scheer, eben- falls bekannt für diesen Industriezweig.

Henrik Ibsen

Zum Gedächtnis eines Halbvergessenen
† 23. Mai 1906

Von Max Schamberger.

Als Henrik Ibsen, ein Held zeitgenössischer Kampfdramen, vor 25 Jahren die Augen für immer schloß, standen seine Werke noch im Höhepunkt der allgemeinen Teilnahme. Ibsen war damals noch der Modedichter, den man vielfach nachahmte, dessen Gesellschafts- und soziales Problem drama geradezu eine Problemschleife in der Literatur hervorrief. Es tauchte das Ibsenweib auf, jenes seltsame Geschöpf, das statt Kinder seelische Konflikte hat, und das seitdem zur Heldin fast der ganzen weltstädtischen Bühnen- und Erzählerkunst geworden ist. Wir erinnern uns noch, wie lebhaft in allen Gesellschaftskreisen darüber gestritten wurde, wie weit es berechtigt sei, die Lebenslüge eines Menschen bloßzustellen, wie stark man auf das Recht der eigenen Person pochen und sich selbst ausleben darf. Die hierdurch angespannte Gedankenreihe führte auf die Frage der Frauenbewegung, der Neurasthenie und Hysterie, der krankhaft oder modisch überhitzten Triebe, bis schließlich ganz im Sinne des Dichters, die rückhaltlose Wahrhaftigkeit, die keinerlei Zweckmäßigkeit Rücksicht kennt, mit großem Eifer gepredigt wurde. Die Ideale der alten Menschen, ihre Heiligthümer, Ehrbegriffe und Sittlichkeitsnormen wurden als falsch und als Grundlage des Elends in der Welt bezeichnet. Man wollte nicht einmal die lebenswürdigen Schwächen oder die kleinen, angenehmen Selbsttäuschungen gelten lassen, sondern forderte erbarmungslos, daß bis in die innersten Schlupfwinkel der Lüge hineinzuweichen und die alten Moral- und Staatsbegriffe zu zerstören seien. Um selbstbewußt, selbständig und frei zu werden, wurde waches Mißtrauen gegen sich selbst gefordert, denn — so glaubte man mit dem Dichter annehmen zu müssen — nur ein schonungsloses Zweifeln und Fragen, das fortgesetzt das eigene Seelenleben zergliedert, könne ein neues, ein besseres Geschlecht erzeugen, ein Geschlecht von überragenden und selbstbewußten Denkern, das immer mißtrauisch mit der alten Welt der hergebrachten Autoritäten im Kampfe liegt. — In solcher Weise erhitzte man sich damals an den Gestalten des Dichters, die in ihrem Radikalismus bis zu den äußersten Grenzen vorstießen, die gleich zu Übertreibungen und überspitzten Folgerungen gelangen, die immer anklangen und bessern wollen, und die fast immer krank, verunglückt, gescheitert und ruhelos sind. Aber auch stille und einfache Menschen treten im Werke des Dichters auf, die nichts weiter begehren als ein genügsames Dasein, ein schlechtes Glück. Und weil auch ihnen dies geringe Recht verweigert wird, müssen wohl alle Anordnungen und Einrichtungen der Gesellschaft faul und brüchig sein. So sah der Dichter überall nur Leid und Jammer. Er entrollte ein finsternes Bild nach dem anderen und entdeckte überall neue Nöte. Immer wieder wußte er Schäden aufzudecken, versuchte er Heilmittel anzuwenden, bis er schließlich auch seinen Heilmitteln skeptisch gegenüberstand. Kein anderer Dichter der Weltliteratur leerte so wie Ibsen des Überrestes bitteren Trank.

Und doch hat sich das sehnsüchtige Prophetentum Ibsens bald verflüchtigt. Im Spielplan der Theater sind seine Werke nur selten verzeichnet. In den Jahren um 1910 hatten sie noch Weltbedeutung. Damals krönte Otto Brahm am Lessingtheater in Berlin sein Lebenswerk mit einem Ibsenzyklus. Wir werden Meisteraufführungen dieser Art nie wieder sehen. Dann flutete die Begeisterung ab. Und nun glaubt man vielfach, mit Ibsen schon fertig und über ihn hinaus zu sein. Aber Ibsens Bedeutung für unsere Zeit ist noch viel größer, als man gemeinlich annimmt. Noch immer regen seine Werke zum Nachdenken über die großen Fragen und sozialen Aufgaben der Gegenwart an. Wer geistig reifen will, muß seine Werke lesen. Es ist kein belangloses darunter. Von den wenig selbständigen ersten Dramen abgesehen, schuf er in der Epoche seiner Reife eine Kunstart, die nicht mehr mit den altmodischen Mitteln der Intrige und der Monologe arbeitete. Das Wesen des Auftretenden wird von innen heraus entfaltet. Die Handlung preßt der Dichter stark zusammen, er läßt sie in ganz kurzer Zeit und auf sehr beschränkter Szenerie abspielen, womit er die Forderungen an Charakteristik und dramatischer Technik höher spannte als sie vor ihm gespannt wurden. Ibsens Drama ist derart konzentriert und geballt, seine Sprache derart dicht und gehämmert, daß auch kein einziges Wort überflüssig ist oder gestrichen werden darf. Seine Werke hätten sich, trotz ihres tief sinnigen Inhalts, wohl kaum auf der Bühne dauernd behauptet, wenn sie nicht gute Theaterstücke mit der ausgeklügeltsten Spannung wären. So ist z. B. der Auftritt des Tarantelantizes in „Nora“ eine der dramatischsten Stellen der ganzen Literatur.

Die eigentliche Handlung verlegte Ibsen gewöhnlich vor Beginn des Stückes. Wenn sich der Vorhang hebt, enthüllen sich die Folgen dieser

Vorgeschichte und vergangenen Geschehnisse; es ist gewissermaßen nur das folgenschwere Schlußkapitel einer frevelhaften Handlung, das sich wirklich auf der Bühne abrollt. In hin- und herfliegender Wechselrede wird die Decke der Vorgeschichte gehoben, mit jeder neu auftretenden Gestalt wird durch Druck und Gegenruck die Eigenart der Hauptfigur charakterisiert, bis endlich die ganze Situation und ihr tiefster Naturgrund enthüllt ist. Zwischendurch wird einigen Worten als Leitmotiv ein tieferer Untersinn gegeben. Diese wiederholte Zuspitzung auf ein Wort, das unworben, umkreist und schließlich errungen, also mit den Ereignissen verzahnt wird, artet jedoch bei dem alternierenden Ibsen immer mehr zur Unsitte des Hineingeheimnisses aus. Ich erinnere an die Worte: „ideale Forderung, Lebenslüge, Weinlaub im Haar, Glauben an das Wunderbare, Stützen der Gesellschaft, das Liebesleben töten“ usw.

Die menschliche Gesellschaft ist zu vielgestaltig, als daß der Dramatiker sie bändigen könnte. Nur einige Gebiete kann er in seine Dichtung lenken. Von den zwölf Dramen der reiferen Jahre, auf denen Ibsens Welt ruht, richtet sich eine Gruppe vorwiegend gegen die staatliche Gesellschaft, während die andere hauptsächlich das Verhältnis zwischen Mann und Frau behandelt. Da tauchen sie auf, die Fragen nach der Aufgabe des Arbeiters und der Masse, die Probleme der Erziehung, die Gefahren des Fachmenschen, des Demagogen und des Parteiwesens, die Aufgaben der Kunst, der Volksvertretung und der Presse. Da werden vom Standpunkt unserer Zeit die großen und ewigen Spannungen zwischen Schuld und Sühne, Gesetz und Willkür, Freiheit und Verantwortung, Herrschaft und Dienst, Person und Gemeinschaft, Kunst und Leben, Glauben und Wirklichkeit, Entsagen und Sichausleben in vielseitiger Weise beleuchtet. Oft genug bleibt uns freilich der Dichter eine klare Antwort schuldig. Nicht selten muß er die Lösung des Rätsels aufschieben, sie in die Zukunft verweisen. Der große Wahrheitsverehrer muß oft genug davor zurückschauern, die reine Wahrheit zu sagen. Er regte an, grübelte, zweifelte, stritt und erschreckte, aber Bescheid konnte er nur selten geben. Wohl aber bekämpfte er gesellschaftliche Vorurteile und verkündete gern die Selbstherrlichkeit des einzelnen, das berechtigte Verlangen, sich frei von erniedrigenden Übereinkünften zu erhalten. Sollen Veränderungen herbeigeführt werden, so kann es nur geschehen, wenn die Menschen selbst anders werden, wenn jeder bei sich selbst anfängt, denn nicht auf die Verpackung, auf die Etikette, auf die Satzungen und Programme kommt es an — Papier ist geduldig — sondern auf den Inhalt, auf den wirklichen Wert einer Sache und einer Person. Immer war der Dichter auf seiner Hut gegen das Lebensferne, gegen Schablone, gegen Morsches und Überlieferes, gegen die Hohlheit, die hinter den Lügen des öffentlichen Lebens steckt, gegen die „Jämmerlichkeit dieser ganzen persönlichen Phrasendrescherei, der es an Worten nie fehlt, wenn es gilt, über eine große Sache zu schwadronieren, die aber nie den Willen, die Kraft oder das Pflichtgefühl für eine große Tat hat“. Er hat die Fragen, die ihn bewegten, vor allem die Moralfragen des Bürgerstandes, so herausfordernd und beunruhigend vor die Augen der Zeit gebracht, daß seine Werke wie ein Stück des geschichtlichen Werdens der Gegenwart wirken; er dichtete von der Auflösung und dem Niedergang des dritten Standes. Hinzu kam, daß seiner scharfen Kritik keine Doktrin, d. h. ein die Wirklichkeit übersehender Lehrbegriff, mochte sie lauten wie sie wollte, standhalten vermochte. So kam es, daß er im Urteil seiner Zeitgenossen bald als Anarchist, als Sozialist, Individualist, Symbolist oder als kritischer Idealist aufgefaßt wurde. In seiner Heimat Norwegen galt er erst als Konservativer, später als Radikaler. Wieder andere meinten, er sei ein idealistischer Pessimist. Mit derartigen Einschachtelungen läßt sich natürlich die Gedankenwelt eines großen Denkers, der seiner Zeit Verantwortung vor sich und ihrer Zukunft ins Gewissen rief, nicht bestimmen. Weit über seine Zeit hinausblickend, lenkte Ibsen als einer der ersten entscheidende Fragen in die Dichtung, und die Wirkungen, die zu ihm auf der Welt war, und die Antworten, die er gab, sind heute beherzigenswerter denn je.

So erbarmungslos und skeptisch der Dichter gegen die Gesellschaft und ihre Moral gewesen ist, so rücksichtslos war er in der Zerfaserung und Bloßlegung der intimsten menschlichen Seelenvorgänge. In einer oft angstvollen Grübele bohrt er sich tief in sie hinein und zerrt Verborgenes und Pathologisches schonungslos ans Licht. Er weckte das Verantwortlichkeitsgefühl der Gatten, indem er den Gedanken der Vererbung, der damals durch Darwins Forschungen wieder belebt wurde, aufnahm und so zur Bekämpfung des geschlechtlichen Leichtsinn beitrug. In den „Gespenstern“ die leitnerzeit einen ungeheuren Sturm erregten, stellt er die entsetzlichen Folgen eines unheilbar kranken Wüstlings mit einer Frau dar, und verkündet das Recht, eine Ehe lösen zu dürfen, wenn sie unsittlich geworden ist. Das Stück ist künstlerisch eines der besten und zugleich ein

gewaltige Anklageschrift gegen die heuchlerische Scheinmoral der Gesellschaft. Auch in den 1877 erschienenen „Stützen der Gesellschaft“ zündete das tapfere Ethos, das den Beziehungen der Gesellschaft galt, und das die Sittlichkeitsheuchelei geißelt, die stets von idealen Zielen spricht und praktisch nur dem Egoismus folgt. Aber wir glauben es dem Dichter nicht, daß der Held des Stückes, Konsul Bernick, nachdem er als rücksichtsloser Spekulant und Pharisäer entlarvt ist, plötzlich ein reuiger Sünder wird.

In Ibsens Drama nimmt die Frau, auch wenn sie nicht die eigentliche Hauptperson ist, eine hervorragende Stellung ein; sie erweckt und stärkt in seinen Werken die Energie. Im Gedächtnis der Gegenwart lebt der Dichter als einer der ersten Sachwalter der Frauenfrage, die freilich mit den Hoffnungen, die das Menschenalter vor uns auf ihn setzte, wenig übereinstimmt. Ihn erfüllt die Sehnsucht nach einer höheren Sittlichkeit, er wollte eine Zukunft, in der die Männer die Frauen besser und selbstloser verstünden, er wünschte aber nicht ein Zeitalter der Frau, wie es bereits in Amerika unerquicklich in Erscheinung tritt. Der Inhalt des Entwicklungsramas „Nora“ wirft das vermodete Ideal der unselbständigen, dem Gatten blind vertrauenden Frau beiseite und zeigt, wie sich eine Frau, die bisher als niedliche Puppe behandelt wurde, zu einem denkenden, nach Selbständigkeit und eigener Verantwortlichkeit trachtenden Menschen emporringt. Das Werk, obgleich es als Verherrlichung der Frau, als Verteidigung ihrer Rechte in der Ehe und dem Gatten gegenüber gelten sollte, erregte damals am meisten Befremden und Anstoß bei den Frauen. Mir will es scheinen, als ob der Dichter in diesem Stück etwas weltfremd geworden und sein Blick für die tiefere Realität der Dinge verwirrt gewesen sei. In Wirklichkeit ist es doch so, daß die Frau des werktätigen Mannes nie Spielzeug und nie abhängig im Sinne einer Nora ist. Sie ist nicht nur des Mannes erster Mitarbeiter, sondern der selbständige Innenminister und häufig sogar der Chef der ehelichen Firma. Ein Puppenheim ist selbstverständlich keine Ehe. Aber diese Probleme beschäftigen uns heute nicht mehr in dem Maße, wie die Generationen vor uns.

Wollte Schiller gebildete Persönlichkeiten erziehen und die Menschheit aus dem Schmutz des täglichen Einerleis emporziehen in ideale Sphären, so war es Ibsens Absicht, die wahre Beschaffenheit des Menschen aus der sozialen Lüge zu befreien. „Sei was du bist“ ist seine Forderung, befreie dich aus dem Truggebilde der Gesellschaft, aus der Scheinehe oder aus der urteillosen und immer schwankenden öffentlichen Meinung. Gegen die letztere schrieb er den „Volksfeind“. Ein Licht- und Wahrheitskämpfer findet sich vereinsamt, aber doch in höchster Siegesgewißheit. Der Vers von Platen: „Und müßt ich sterben auch wie Ulrich Hutten, verlassen und allein, abziehen den Heuchlern will ich ihre Kutten. Es lohnt sich nicht der Mühe, schlecht zu sein“, paßt vortrefflich auf den Helden dieses Stückes. Seine Erkenntnis, daß die Mehrheit nie recht hat, ist eine Übertreibung. Und wenn er aus der Haltlosigkeit der leitenden Männer seiner Stadt einen Haß gegen alle Führer überhaupt faßt, so machen wir diesen wilden Radikalismus nicht mit. Hassen freilich müssen wir die politische Gesinnungslumperei im „Bund der Jugend“, ein Stück, das inhaltlich noch vollkommen zeitgemäß ist, eine Satire, die sich gegen die asglaten Phrasenhelden, die den brausenden Beifall und die stürmische Erregung der Menge brauchen, richtet. Hier wird die grundverlogene Figur eines politischen Strebers gezeichnet, der mit skrupelloser Unverfrorenheit jedes Mittel anwendet, um hoch zu kommen, der das Wohl und die Freiheit des Volkes im Munde führt, aber doch nur für seine Zwecke arbeitet. Die Aufführung dieses Stückes rief 1869 einen Theaterskandal hervor.

Das Schauspiel „Die Wildente“ ist die Illustration der alten Wahrheit, daß durch Moralisieren allein die Menschen nicht gebessert werden. Hier wird der Weltverbesserer als der unangenehme Störenfried geschildert, der das letzte biblische Glück zugrunde richtet.

In seinen letzten Werken tritt die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft fast ganz zurück. Übrig bleibt die Tragödie des einsamen modernen Menschen. Aber lange vorher schrieb er noch neben den „Kunstpräsidenten“ zwei machtvolle deutsche Schöpfungen, den faustischen „Peer Gynt“ und die Tragödie „Kaiser und Galiläer“. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auch nur die Tendenz dieser Stücke kurz zu erwähnen. Erschienen sind sie alle in Reklams Universal-Bibliothek, und zwar in guten Übersetzungen. In tausend Unsicherheiten und Widersprüchen leben die Menschen unserer Zeit. Dazu stehen die meisten materiell vor einer hungrigen und ungewissen Zukunft. Auch Ibsen war ein Sucher nach der Form des Lebens, nach geistiger Einheit und Sicherheit des Daseins. Den Stein der Weisen hat auch er nicht gefunden. Aber er zeichnete mit tiefschauendem Auge und mit feiner Menschenkenntnis gesellschaftliche Zustände unserer Zeit, aus denen unsere Unterscheidungs-gabe über Echtes und Unechtes an Menschen und Sachen großen Nutzen ziehen kann.